

Melting Pot Deutschland

In Zeiten der Bedrohung: Wunschbilder von einem weltoffenen Land/VON MICHAEL SCHINDHELM

Deutschland, ein Märchen. Deutschland, Zauberland. Solange es fern und unerreichbar war. Zum Beispiel für die Leute in der DDR. Welche Verführungskraft hatte dieser andere Teil Deutschlands, dessen glitzernde virtuelle Landschaften schwerelos durch den Zaun kamen und sich Abend für Abend vor dem ostdeutschen Familienhalbkreis ausbreiteten. Welche Gravitation ging aus von diesem dauerpräsenten Jenseits, dessen lockende Sendboten auf den Bildschirmen aufglühten, sobald sich der DDR-Bürger für den richtigen, den schwarzen Kanal entschied. Das ist dann in den letzten zehn Jahren schnell anders geworden. Deutschland, Ent-Zauberland.

Aber nicht nur in der DDR war Deutschland Zauberland. Im Süden oder Osten Europas und außerhalb des Kontinents wird es viele Millionen gegeben haben, die das auch so empfanden. Und sich deshalb auf den Weg machten. Zauberlande zu erreichen. Auch die Entzauberungen werden viele später geteilt haben. Entzauberungen sind gut und wichtig, sie setzen die bewunderten Dinge wieder ins Alltagslicht, sie reißen den Vorhang auf und machen die Welt sichtbar, wie sie ist, nicht, wie sie wünschbar wäre, Entzauberungen sind heilsame Enttäuschungen, Ent-Täuschungen.

Die Sehnsucht nach neuem Zauber aber bleibt. Es gibt heute viele Leute im Land, die diese Sehnsucht kennen. Und es sind nicht nur die Ostdeutschen und die Ausländer, die im Angesicht der Welt, wie sie ist, ihre Wünsche nicht aufgeben, die Welt möge sich nur ein bisschen ihren ohnehin bescheidener gewordenen Wünschen annähern. Nach einem anderen Deutschland. Ob das eintreten wird, hängt von den Deutschen selbst ab, den West- und den Ost- und den Neudeutschen. Und von ihren Nachbarn im Land, die keine Deutschen sind.

Nach der großen Einwanderung wird deutsch sein anders sein

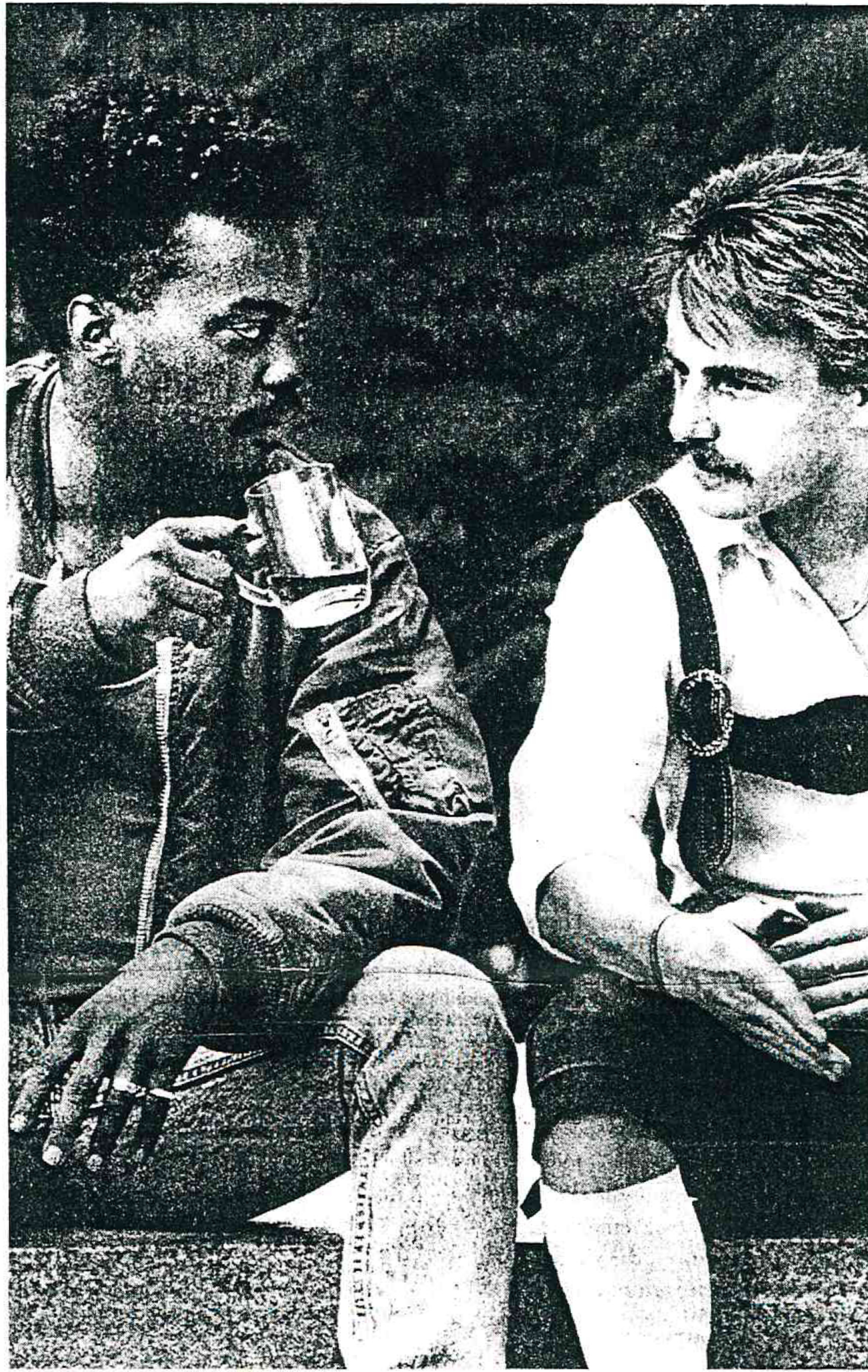
Die Deutschen, die wir im Begriff sind zu werden, sehen nämlich sowieso anders aus als die Deutschen, die wir kennen. Zentripetale und zentrifugale Kräfte werden im Land der Mitte Europas wirken, Kulturen sich an ihren Fellen reiben. Deutschland ein *melting pot*, mit russischstämmigen Politikern, koreanischen Fernsehmoderatoren und dunkelhäutigen Industriemanager. Jeder weiß, dass das so kommen wird. Ein noch unbekannter Magnetismus setzt ein. Die letzten Klagen über den defekten Wohlstand bei den einen und das eigene Überflüssigsein bei den anderen werden einst im Stimmengewirr der Völker, die im Land eine neue Heimat finden, untergehen. Deutsch sein wird anders sein.

So weit ist es noch nicht. Aber es knüpft sich an diese Vorstellung eine stärker werdende Hoffnung. Andere empfinden eine solche Entwicklung als Bedrohung. Die großen Einwanderungen sind jedoch nicht vorbei. Das Land der Mitte Europas ist bislang kein *melting pot*. Aber nur, indem es einer wird. entfallt es neuen Zauber. Anderswo in Europa gibt es ihn längst. Wann schlägt die Stunde hierzulande?

In der Stadt, in der ich heute lebe, sind 37 Prozent der Bevölkerung Ausländer. Da sind die Tausende von Grenzgängern, die aus Frankreich und Deutschland kommen, weil sie in Basel ihren Arbeitsplatz haben, noch nicht mitgezählt. 1910 übrigens waren es 47 Prozent. Es gibt Schulklassen, in denen nur noch ein Kind aus der Schweiz kommt, und das hat dunkle Hautfarbe. Die 37 Prozent Ausländer wohnen nicht alle in einem Stadtbezirk und bilden dort 95 Prozent der Population, während in den anderen Stadtteilen die Schweizer unter sich sind. Längst hat eine großräumige Durchmischung begonnen. Das ist zurzeit meine Heimat. Heimat, habe ich hier bestätigt gefunden, ist ortsunabhängig. Heimat entwickelt sich, wo der Koffer nicht nur ausgepackt wird, sondern auch weggeräumt. Vertraute Fremde stellt sich ein. Fremd sind mir die Ausländer und die Schweizer, vertraut inzwischen auch.

Als ich mit 18 Jahren zum Studieren in die Sowjetunion geschickt wurde, in eine Provinzstadt mit einer Million Einwohnern zwischen Moskau und dem Schwarzen Meer, entdeckte ich, dass im Osten die große weiße Welt liegt. Dort, in Woronesch, einer grauen, offiziell für Ausländer geschlossenen Stadt am Rand Europas, wo ich fünf Jahre lang vor mich hin studieren und die meiste Zeit ziemlich erbärmlich hausen sollte, wo nur gut 40 Jahre zuvor Russlands erster Dichter, Ossip Mandelstam, in der Verbannung fast an Hunger und Kälte zugrunde gegangen war (ein Jahr später, in einem Durchgangslager bei Wladiwostok, war es dann so weit), in der Weite der russischen Schwarzerde also begegnete ich Afrika, dem Fernen und dem Nahen Osten, Lateinamerika.

Wir logierten in einem Quartier aus sechs brüchigen Wohnheimen, vielleicht 1000 Ausländer aus 60 Ländern mit ebenso vielen Komsomolzen aus dem Land des Roten Oktobers. In der DDR hatte ich zuvor gelernt, wie man zum Beispiel den Zitronensäurezyklus auf Russisch darstellte, was sehr nützlich war, denn ich sollte schließlich Chemie studieren, aber wie man nach der Uhrzeit fragt, Brot und Tee einkauft oder eine Flasche Wodka an der Dienst habenden Wachtjorka am Eingang ins Wohnheim vorbeischmuggelte, das lernte ich von meinen neuen Freunden aus Damaskus und Bogorä. Gewiss war das Quartier so erwas wie ein Ghetto, seine Bewohner kamen auch aus Quebec, Padua oder Göteborg, die einen blieben einen Monat, die anderen zehn Jahre. Auf den Korridoren des Wohnheims vermischten sich die Stimmen von Bob Marley, Wladimir Wyssotsky und Johnny Rotten. Hamid erklärte mir den Koran. Vanessa aus Madagaskar zeigte mir ein paar Griffe auf der Gitarre, die einen Klang erzeugten, als käme er aus dem Indischen Ozean. Benjamin aus Äthiopien spielte am einzigen Klavier im Quartier. Meist spielte er Lionel Richie oder Stevie Wonder, manchmal aber auch *Am Brunnen vor dem Tore*. Er wusste nicht, dass der „Lindenbaum“ viel älter war als die anderen Sachen, die er im Repertoire hatte. Er hielt das für deutsche Popmusik. Den Text hatte er sich von einer Freundin aus Cotbus aufschreiben lassen. Da er Deutsch weder lesen noch sprechen konnte, hatte sie ihm Wilhelm Müllers Ver-



DAS FREMDE SCHÖN SORTIERT – das ist die permissive Toleranz der Deutschen

se, so gut es ging, in russischer Schrift notiert. Und Benjamin sang mit leichtem, äthiopisch-russischem Akzent aus der *Winterreise*.

In diesem Quartier war ich der Junge aus der DDR, der offener als erlaubt und unter den kritischen Blicken seiner Landsleute die Nähe der anderen Ausländer suchte. Nicht viel mehr als das kleine Land zwischen Ostsee und Thüringer Wald hatte ich zuvor gesehen, ich war ein mitteleuropäischer Provinzler. Nun kamen die kulturellen Interventionen auf mich zu. *On the road* war mir ein ebenso wichtiges Buch wie *Die Welt als Wille und Vorstellung*, ich hörte Mick Jagger und *Tristan und Isolde*.

Auf dem Weg zur Universität durchquerte ich den Kollon-Park. Dort rösteten sich Männer Kartoffeln an Lagerfeuern, die ältesten von ihnen trugen Orden aus dem Vaterländischen Krieg an ihrer Brust. Manchmal lagen sie schwer betrunken im Gras, bis sie von der Miliz geholt wurden. Auf diesem Weg zur Universität erinnerte ich mich oft an Verse von Hölderlin und Benn. In meiner Tasche steckte der *Heinrich von Ofterdingen*. Ich war der kleine provinzielle Ostdeutsche, umgeben von einem Meer der Fremde. Während ich mich an Hölderlin und Benn erinnerte, wuchs mir die Schwimmhaut, mit der ich in diesem Meer der Fremde schwimmen lernte, vorbei an den Lagerfeuern, den Kriegsveteranen, durch die Stimmen von Bob Marley und Johnny Rotten, durch die Korridore des Quartiers. Vielleicht ist Deutschland danach meine Schwimmhaut geworden.

Wie kann ein Land, das nicht mit sich selbst klarkommt, tolerant sein?

Dieses Quartier war umgeben von einer engen, traurigen, weltvergessenen Welt. In seinen dunklen Winkeln drückten sich zum Beispiel Spitzel des KGB herum. Auf Freunde konnte man sich trotzdem verlassen. Auf Nasser Salem aus dem Oman zum Beispiel und James Gopalsami Naidu aus Mauritius. Als in meinem Wohnheim bei 35 Minusgraden für 14 Tage die Heizung ausfiel, wohnte ich heimlich in Nassers Zimmer. James hatte gute Dollars und konnte deshalb zu jeder Zeit unter der Hand Fleisch besorgen, auch als selbst Brot und Eier rationiert wurden. Von dem Fleisch ließen sich aus- und einladende Reisgerichte zubereiten. Man setzte sich um den niedrigen Tisch mit einem riesigen Teller, auf dem der Pilaw dampfte. Dann arbeitete sich jeder in den Reisberg, man hatte sich ranzuhalten, das Ganze war ein Wettbewerb. Kein Zweifel, ohne Nasser und James wäre ich in Woronesch sehr krank geworden. James ging nach seinem Studium beziehungsweise zum Pharmakonzern Sandoz in Basel. Nasser wurde Journalist in verschiedenen nordafri-

kanischen Städten. Als ich mich später mit ihm zerstritten hatte, schickte er meinen Eltern Postkarten und Elfenbeinbesenchen vom Kivu-See in Ruanda, wo es damals gerade einmal ruhig und schön gewesen sein muss.

Die große weiße Welt lag damals im Osten, und sie hatte einen wilden Zauber. Als ich nach fünf Jahren Studium in Woronesch versuchte, wieder in den Bauch der Heimat zurückzukehren, da war der Bauch hart und die Heimat schon müde, und ich richtete mich also zwischen den Fußzehen dieser missratenen Heimat ein und wartete – ohne es zu ahnen – darauf, dass sie starb. Der wilde Zauber des Global Village von Woronesch aber hat bis heute nicht ausgesetzt. Ich begrüßte das Ende der DDR vor allem als ein Ende des Eingeschlossenseins, der Monochromatik, der abstrakten Völkerfreundschaft, deren Kehrseite latente Apartheid war, Apartheid ohne Ausländer. Ich begrüßte es wahrscheinlich ein bisschen zu heftig, und deshalb nüchtere ich nur langsam aus, als ich beim zweiten Hinsehen jenseits des deutschen Demarkationszaunes entdeckte, dass hinter den postmodernen Toleranzfassaden das Leben immer noch sehr einfarbig aussah, dass das Fremde schön sortiert war in Hausmeisterwohnungen, in türkisch-griechisch-römische Gastroparadien und bunte Fußballstadien. Ich sah in die feuchten Augen der netten, Tchibo-Kaffee austeilenden CDU- und SPD-Frauen, die uns hinter den Grenzposten begrüßten, ich sah in die grünen, die roten und schwarzen Augen der einheitsglücklichen Fernsehrepublik, ich sah in die blauen Augen der permissiven Toleranz, die die armen Menschen aus dem Osten kühl und freundlich auf der Schwelle in den Hand drückte und zu ihrem Kerngeschäft zurückkehrte: dem Wachstum des Bruttosozialproduktes, der Reduzierung der Arbeitszeit bei vollem Lohnausgleich und einem Grundstückskauf auf Mallorca. Auch hier die Entzauberung.

Kein Zweifel, Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten und insbesondere in den letzten Jahren viele Menschen aufgenommen. Aber hat sich Deutschland auch für diese Leute interessiert? Die deutsche Vereinigungsgeschichte ist jedenfalls eine furchtlich unerotische Antibeziehung, Gleichgültigkeit die bestimmende Emotion. Ist eine Toleranz, die sich für das Fremde, das sie zulässt, nicht interessiert, nicht eine geschminkte luxuriöse Intoleranz? Geht nicht die gute alte Schizophrenie wie eine Erbkrankheit unter uns um, der Wahn von Weltsucht und Weltflucht: Deutschland ist die Welt und Deutschland den Deutschen? Wie soll die Republik offen sein für Kulturen, die sich in ihren Schamzonen etablieren, wenn es ihr nicht einmal gelingt, sich selbst zu durchdringen und aus der Differenz von Ost und West eine Reibungsenergie freizusetzen, die sie aus ihrem stummenden Stillstand heraustreibt? Der Staatsbürgerschaftskommissar

sichert vor allem den Stillstand – vor der Zukunft. Mit Law and Order ist kein moderner Staat zu machen. Und das Fremde kommt und ist sowieso unter uns. Ich rede keiner sozialromantischen Einwanderungspolitik das Wort. Obwohl Deutschland sachte, sachte noch weitere Ausländer aufnehmen wird. Es geht nicht um Quantität, es geht nicht so sehr um mehr Aufnahme, sondern um mehr Durchmischung. Wer Ausländer aufnimmt, kann für diese Ausländer nicht das Land öffnen und dann die Gesellschaft verschließen. Durchmischung heißt gleiche Chancen für den Fremden: zu studieren, Geschäfte zu machen, zu beten, mitzubestimmen. Das Andere muss anders bleiben dürfen und sich doch einmischen. Es geht nicht darum, Integrationsprozesse zu lösen, es geht darum, sie zu ermöglichen. Anpassung und Souveränität werden ständig neu definiert. Darf eine türkische Lehrerin ein Kopftuch tragen und eine muslimische Schülerin einen Schleier? Muss ein Häftling mosaischen Glaubens die allgemeine Gefängniskekse essen, muss ein Sikh einen Helm beim Motorradfahren tragen, obwohl ihm seine Kultur den Turban vorschreibt, darf ein Arbeiter entlassen werden, weil er an einem religiösen Feiertag seiner Arbeit fernbleibt? Was ist mit dem Vater, der seinem krebserkrankten Kind aus religiösen Gründen eine Heilbehandlung verwehrt? Es gibt keine universalen Antworten in unserer komplizierten Welt. Trotzdem muss diese Welt zu integrieren versucht werden, in der galoppierenden Differenzierung auseinander schießt.

Wirklich souverän wird nur, wer Fremdes in Vertrautes verwandelt

Deshalb ist die Frage, wie sich das Land der Mitte aus seiner narzisstischen Selbstisolation befreit, die demografischen Veränderungen, die über es hinweggehen, als Chance begreift? Denn unbekümmert weiter strömen die Ströme der gesellschaftlichen Differenzierung. Jedem Biertrinker sein Spitzenpilsener, jedem Autofahrer sein Traumauto, jeder Heiratswilligen ihren Traumpartner, jedem Kind seine eigene Nachmittags-Fernsehshow. Der Individualismus im freien Fall und im steilen Aufstieg. Immer und immer. In der Werbebranche geht der Slogan um, die letzte Zielgruppe sei der Einzelne. Wie kriegt man das wieder zusammen?

In den Strömen der Differenzierung schaukeln Inseln, auf denen andere Gesetze gelten, obwohl die Wellen um sie herum an ihren Ufern lecken. Das Theater ist zum Beispiel eine solche Insel. Nicht der Seligen, Gott behüte, sondern kollektiver Arbeit und spontaner Durchmischung, der Integration, des transkulturellen Zaubers. Es ist gut möglich, dass mich die Erfahrung ans Theater gebunden hat, auf dieser Insel ordne sich alles einem Ideal unter, das nicht mehr fragt, ob Russisch oder Schwedisch oder Argentinisch, ob Mozart oder Goethe oder Beckett. Ohne den Zauber von Woronesch hätte ich übrigens das Theater, dieses Fenster in die offene Gesellschaft, vielleicht nicht einmal wahrgenommen. Wieder vermischen sich die Stimmen der Völker. In Weimar oder Basel arbeiten täglich Künstler, Techniker, Angestellte aus vielleicht 20 Nationen an einer Theateraufführung, an der Realisierung eines Projekts. Und es geht, obwohl auch im Theater die Differenzierung strömt.

Deutschland könnte auch eine Insel werden oder wenigstens im Strom der Differenzierung mehr und mehr anlanden. Es könnte Millionen vereinigen, Menschen, nicht nur Euro, zum Beispiel Ausländer. Auf diesen Inseln in Deutschland, in der Mitte Europas, könnte das Fremdsein im eigenen Land die Triebkraft für eine Urbarmachung sein, den „faulen Pflanz abziehen“ und das eigene Land in eine Heimat zu verwandeln. In eine ortsunabhängige Heimat, in der die Herkunft des Blutes keine Rolle mehr spielt. Wir lebten ein heimeliges, tröstliches Fremdsein, weil die anderen ja auch fremd wären, ein riskantes Fremdsein, weil es zugleich ein Selbstsein wäre, ein relatives Fremdsein, weil es sich mit dem Fremden mischte und in das Vertraute verwandelte. Eine Souveränität in der Anpassung.

In einem Kinofilm spielt Armin Müller-Stahl einen deutschen Taxifahrer in Manhattan, der so schlecht Englisch spricht, wie er Auto fährt. Beides beunruhigt seinen schwarzen Fahrgast, den er in dieser Nacht nach Brooklyn chauffieren soll, derart, dass dieser sich selbst hinter Steuer setzt. Der Amerikaner amüsiert sich über den Vornamen des Deutschen. Helmut. „Helmet“. Der Deutsche gibt Auskunft, er sei Clown und komme aus Dresden, aus Ostdeutschland. Am Ende der Fahrt hat „Helmet“ eine Menge über Amerika gelernt, zum Beispiel, dass man das Geld nachzählt, das man bekommt. Nur mit der Orientierung klappert es nicht. Auf der Rückfahrt biegt er gleich an der ersten Kreuzung falsch ab. Er sieht über das Lenkrad die dreckige, gleißende, heulende Stadt. New York, flüstert „Helmet“, New York. Dabei sieht er so aus, als sehe er nicht durch die Windschutzscheibe nach draußen in die Nacht, sondern in sich hinein und suche dort die Straßen von Dresden-Neustadt.

Der Film heißt *Night on earth*. In einer jüdischen Parabel hingegen fragt der Rabbi in der Schule, wie man erkennen kann, dass die Nacht zu Ende ist und der Tag beginnt. Der erste Schüler antwortet: „Wenn ich aus 300 Meter Entfernung ein Schaf von einer Ziege unterscheiden kann, dann ist die Nacht zu Ende, und der Tag beginnt.“ Ein zweiter Schüler sagt: „Wenn ich aus 300 Meter Entfernung einen Feigenbaum von einem Ölbaum unterscheiden kann, dann ist die Nacht zu Ende, und der Tag beginnt.“ So diskutieren die Schüler weiter, bis der Rabbi abbricht und zu ihnen sagt: „Wenn du eine Frau triffst und, egal, ob sie schwarz oder weiß ist, du zu ihr sagen kannst, du bist meine Schwester. Wenn du einem Mann begegnest und, egal, ob er arm oder reich ist, du zu ihm sagen kannst, du bist mein Bruder, dann ist die Nacht zu Ende, und der Tag beginnt.“ Sollte eines Tages diese Rabbinerschule in Deutschland stehen?

Michael Schindhelm wurde 1961 in Eisenach geboren. Er studierte Quantenchemie und war ab 1990 Theaterchef in Nordhausen, Gera und Altenburg. Seit 1996 leitet er das Theater in Basel. Im Frühjahr erschien sein erster Roman „Roberts Reise“ bei der Deutschen Verlagsanstalt.